

Ein bissl Bebop bevor ich geh‘

Opa erzähl doch mal – die notwendigerweise längere Ausgabe oder:
Wie halt so alles kam!

Nicht viele Musiker glauben an Gott, aber alle Musiker glauben an
Johann Sebastian Bach – oder Charlie Parker.

Betreffs Copyright © der im Buch enthaltenen Fotos:

Alle entstammen dem persönlichen Archiv des Autors, wurden teils von ihm selbst oder Familienangehörigen gemacht, viele wurden ihm von ihm unbekannten Personen übergeben, bei vielen älteren Fotos – wie die aus den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts – ist eine Urheberschaft nicht mehr zu klären.

Auf Fotos, deren Urheberschaft bekannt war und deren Einwilligung eingeholt werden müsste, wurde deshalb bewusst verzichtet.

© 2021 Heinz von Hermann – Heinz Hermann

im Taufschein: Heinz Walter Josef Hermann

Künstlername: Heinz von Hermann (von der GEMA bestimmt)

von 1938 bis 1945: Heinz Walter Josef Ritter von Hermann

Webseite: www.jazzahead.com

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

www.buchschmiede.at

ISBN: 978-3-99125-849-0

 **BUCH**
SCHMIEDE



Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Katrin, Philine & Rosa & Steve, Nicki, Jenny & Mirko & Paul & Anna,
Elfi & Erich, Uschi, Trixie & Johannes & Emilie & Pauline, Ralf & Annelie &
Phillipp, Anita & Klaus, Claudia & Wolfgang & Saskia, Lotte & Fritz Zim-
mermann, meine lieben Freunde und Musikerfreunde, meine Fans, nicht nur
„To Whom It May Concern (Horace Silver)“ sondern auch für „Who Cares
(G. & I. Gershwin)“

Mein besonderer Dank gebührt meiner Tochter Philine Kowalski, die das
Lektorat in ihrer Freizeit gemacht hat.

Intro

Mein besonderer Dank gilt natürlich all den Menschen, die mein Leben so positiv beeinflusst haben, denn ich habe nie mein Leben oder meine Karriere geplant, sondern habe mich, so könnte man sagen, eigentlich treiben lassen, ohne allerdings je meine Überzeugungen beziehungsweise Wertmaßstäbe preiszugeben. Aber trotz vieler Widrigkeiten ist es mir gelungen mein ganzes Leben lang bis auf sehr kurze Intermezzi (insgesamt 4 Monate) Profimusiker zu bleiben. Es gab schwere Zeiten und schöne Zeiten und um meinen Lebensunterhalt zu verdienen musste ich oft Musik spielen, die ich eigentlich ablehne, aber dennoch konnte ich meinen Idealen treu bleiben, auch wenn ich sie nicht immer verwirklichen konnte.

Durch gutes Zureden meiner geliebten Frau Katrin, meiner Tochter Nicki und Philine, sowie vieler Freunde, Bekannten und Kollegen habe ich mich nun doch entschlossen mit einer Autobiografie zu beginnen. Hoffentlich rechtzeitig bevor mein Gedächtnis noch mehr nachlässt. Als Anregung hatte ich vor einiger Zeit das Buch „Erzähl’ doch mal Opa“ geschenkt bekommen, aber es hat sich gezeigt, dass die dort freigelassenen, auszufüllenden Plätze keineswegs ausreichend sind, um die Erlebnisse meines Lebens auch nur in größten Umrissen darzustellen.

Manchmal bin ich mir unsicher über die genauen Zeiträume, in denen sich so viel abgespielt hat, aber an viele einzelne Geschichten kann ich mich noch genau erinnern. Einige Datierungen konnte ich ja aus den „Scrapbooks“, den Alben, die viele meiner musikalischen Erlebnisse illustrieren, heraus finden, allerdings ist es leider so, dass aus den frühen Jahren eher weniger Fotos existieren. Man hatte ja damals nicht so viel fotografiert wie heutzutage und von den Fotos, die andere Leute von mir bei verschiedenen Auftritten gemacht haben, habe ich auch nur hin und wieder Abzüge davon bekommen. So zum Beispiel habe ich ein Foto aus dem „Domino“ (Uzi Försters Jazzclub in der Krugerstrasse) von mir zusammen mit Lionel Hampton, auf dem ich Bass und Lionel Hampton Klavier spielt, ich glaube von Ed Stibal bekommen, das aber seitenverkehrt abgezogen war. Als ich ihn gebeten habe, mir das noch einmal richtig abgezogen zukommen zu lassen, hat er mich gebeten, es ihm noch einmal zu geben, damit er weiß um welches es sich handelt. Leider habe ich nie wieder was von ihm gehört und natürlich überhaupt kein Foto mehr davon, nicht einmal ein seitenverkehrtes. Sowas passiert eben im Leben. Dann kommt noch dazu, dass Ende der 70er Jahre ein Mensch, dessen Namen ich vergessen (oder verdrängt?) habe, Aufnahmen von mir machen und überhaupt mich managen wollte und er von mir eine Menge scraps (Veröffentlichungen) über mich für Werbezwecke bekam, die ich von ihm aber nie zurückbekommen

habe. Natürlich kann ich jetzt auch viele Geschichten durch Suche im Internet, wie zum Beispiel Wikipedia nachprüfen beziehungsweise richtig datieren, die meisten Menschen, mit denen ich zu tun hatte waren ja bekannte Leute.

Auch erzähle ich hier skurrile oder lustige Geschichten von Musikern, bei denen ich zwar persönlich nicht dabei war, die mir aber von anderen Musikern erzählt und von mehreren anderen glaubhaft bestätigt wurden. So drastische Geschichten verbreiteten sich ja wie ein Lauffeuer und wurden immer wieder weiter erzählt, denn sie illustrieren ja auch ganz gut die Verhältnisse in den früheren Zeiten, den Anfangszeiten meiner Laufbahn als Musiker, Verhältnisse die man sich zum Teil heute gar nicht mehr vorstellen kann. Bei vielen Begriffen, die Profimusikern absolut geläufig sind, füge ich in Klammern auch Erklärungen an, denn es wäre ja möglich, dass diese Autobiografie auch von Leuten gelesen wird, die mit diesen Terminen nicht so vertraut sind.

Da meine Kindheit und Jugend, besser gesagt das familiäre Umfeld, sich naturgemäß auf meinen späteren Lebensweg, und auch auf meine Karriere als Musiker ausgewirkt haben, kann ich natürlich nicht umhin, diese auch darzustellen. Abgesehen davon sind das ja wesentliche Bestandteile einer jeden Biografie.

Diese Darstellung ist naturgemäß sehr subjektiv. Ich kann es ja nicht anders darstellen als wie ich es selbst empfunden habe. Eine objektive Darstellung gibt es – genau genommen – in Wirklichkeit ja gar nicht. In Bezug auf frühkindliche Erlebnisse ist das natürlich anders, da meine persönlichen Erinnerungen sich da nur auf einige wenige Geschichten beschränken und ich eigentlich viel mehr auf die Erzählungen zurückgreifen muss, die allerdings immer wieder – und immer wieder – in der Familie erzählt wurden.

Nach dem Tod meiner Mutter habe ich auch ein Tagebuch von ihr gefunden, welches speziell nur über mich sehr liebevoll geführt wurde, aber nach meinem 2. Lebensjahr abrupt aufhörte. Es gab keine weiteren Eintragungen mehr. Irgendetwas muss da vorgefallen sein, was ich aber nie erfahren konnte, meine Mutter hat darüber nie gesprochen, auch nicht, als sie kurz vor ihrem Tod mir noch ihre ganze Lebensgeschichte erzählt hatte, was für mich ein recht bedrückendes, ja schockierendes Erlebnis war. Sie hatte mich in das (alte) AKH bestellt, wo sie wegen ihres Kehlkopfkrebses behandelt wurde und in einer ca. 3 stündigen Litanei, während der ich ruhig zu sein hatte, erzählte sie mir, dass eigentlich alle Menschen in ihrem Leben zu ihr nur schlecht waren. Ihr Vater, ihre Schwester Soscha, mein Vater, praktisch die ganze Hermann'sche Verwandtschaft (mich inkludiert), einzige Ausnahmen waren ihre Mutter, ihr Bruder Valusch und mein Bruder Wolfgang.

Ich weiß zwar, dass alte Menschen oft dazu neigen im Alter missmutig und negativ zu werden, aber so in diesem Ausmaß habe ich es nicht erwartet

und ich hoffe selbst nie so zu werden und bis jetzt scheint es ja auch zu klappen.

Es gibt auch viele Stellen bei diesen Geschichten, die sich ein bisschen wie eine Abrechnung anmuten, das soll es aber keinesfalls sein, es gab und gibt in dieser Branche, wie in jeder anderen auch, unangenehme Geschichten und auch unangenehme Menschen aber ich konnte mich meistens ganz gut aus diesen Situationen befreien und warum sollte ich diese nicht erzählen. Sie waren ja auch Teil meines Lebens. Im Speziellen fällt mein Urteil über Toningenieure vielleicht so hart aus, weil ich mich in der Materie so gut auskenne, immerhin habe ich das ja einmal studiert und selbst ein Studio betrieben.

Den Niedergang in dieser Branche habe ich ja dreimal selbst erlebt: Einmal Anfang der 60er Jahre, als innerhalb kürzester Zeit alle Jazzclubs zu sperren mussten – das Fernsehen kam auf und 80 Prozent aller Profimusiker mussten bürgerliche Berufe ergreifen. Die zweite Welle des Niedergangs kam dann gegen Ende der 60er Jahre als der Dollarkurs in den Keller fiel. Bis dahin hatten sich ja viele Musiker, wie auch ich, in die „Ami-Club“ Szene retten können, man konnte dort zwar nicht „beinharten“ Jazz spielen, aber halt das „Great American Songbook“, heute würde man „Soft Jazz“ dazu sagen. Ich sagte immer „Musik, für die man sich als Jazzer wenigstens nicht genieren musste“. Aber als dann der Dollarkurs von DM 4,20 auf 2 DM fiel, die Amerikaner aber nur die gleichen Gagen wie vorher bezahlten, konnte man davon einfach nicht mehr leben. Wieder verließen viele Musiker die Szene. Und der dritte und möglicherweise endgültige Niedergang kam dann in den 80er Jahren als der Computer in die Studios Einzug hielt, die Musiker sukzessive durch Computer und Sampler ersetzt wurden. Einige Musiker konnten sich retten, indem sie Jobs als Musiklehrer annahmen. Die ersten, die dran kamen waren die Schlagzeuge, sie wurden durch drummachines ersetzt, dann kamen die Bläser dran, die Saxophonisten konnten sich am längsten halten, wohl weil es am Saxophon einfacher zu viele Anblas- und Artikulationsmöglichkeiten gibt, die die Computer damals noch nicht schafften. Anfänglich wurden Musiker noch als Programmierer engagiert, aber später machten das die Produzenten selbst. Das Ergebnis war die typische „Musik der Kaufleute“. Das hatte für die Produzenten auch noch den praktischen Effekt dass sie sich nicht mehr die Beschwerden der Musiker in den Studios über die schlechte Musik anhören mussten. Es ist sowieso schon zig Jahre her, dass ich das letzte Mal in ein Studio als Studiomusiker bestellt worden war, ich glaube, dass es inzwischen auch die Art und Weise, wie früher Musik produziert wurde, gar nicht mehr gibt. Dafür gab es aber einen immer mehr steigenden Bedarf an Musiklehrern, in jeder mittelgroßen Stadt gibt es ja heute schon eine Jazzabteilung. Aber heutzutage kann kein Jazzmusiker mehr nur mehr vom Spielen leben, selbst die größten „Namen“

schaffen es nicht ohne einen Unterrichtsjob. Anfänglich war das ja recht gut, besser als in Kommerzbands zu spielen, was ja heutzutage auch gar nicht mehr geht, denn man konnte sich als Musiklehrer immerhin permanent mit guter Musik beschäftigen, nur inzwischen kommen jedes Jahr hunderte von Absolventen der vielen Jazzabteilungen der Konservatorien und Musikhochschulen heraus und die wollen logischerweise auch spielen und verschärfen die Situation eigentlich immer mehr. Wie mein Freund Erich Bachträgl sagte: „Die kommen vorn am Konservatorium oder Hochschule oder was auch immer mit einem Diplom raus und gehen gleich bei der Hintertür wieder als Lehrer hinein.“ Inzwischen passiert das auch nur mehr, wenn sie sehr, sehr großes Glück haben. Das hat aber immer den gravierenden Nachteil, dass sie sich als Musiker eigentlich noch nichts erspielt haben, also noch nicht einmal eine, was für eine auch immer, Musikerkarriere angefangen haben. Nun, die Resultate dieser neuen Musikerziehung sind ja eh überall zu hören.

Einen anderen Effekt möchte ich der Vollständigkeit halber aber nicht unerwähnt lassen, den Niedergang der Tanzcafes durch die aufkommenden Discotheken. Ich selbst als Jazzmusiker war davon nicht mehr so davon betroffen da ich ja nur Anfang der 60er Jahre notgedrungen in solchen Etablissements gespielt habe und später mehr in Bigbands und (den verbliebenen) Jazzclubs gespielt habe, aber für die allgemeine Musikerszene war es doch wieder ein deutlicher Aderlass. Weiters kam das Aufkommen von Videotheken dazu sowie die immer grösse Beliebtheit von Videospielen. Die Leute gingen immer weniger aus, die Unterhaltung wurde immer mehr industrialisiert, die Bezeichnung „Unterhaltungsindustrie“ trifft das ja ganz genau. Dazu kommt noch dass in den letzten Jahren durch die Streaming- und Downloadmöglichkeiten wie auch die Konsumierbarkeit von Musik und Videos durch zum Beispiel Youtube die bisherigen Wege eines CD und LP Vertriebs praktisch pulverisiert wurden und somit eine weitere Einnahmemöglichkeit für Musiker wegfiel. Die Einnahmen aus Downloads bewegen sich ja im 1/10 cent Bereich, ich weiss das aus eigener Erfahrung. Für den Download von ca. 250 Titeln, aufgelistet auf ca. 6 A4 Seiten erhielt ich kürzlich von der GEMA tatsächlich 0,06... €! In einer industrialisierten Gesellschaft haben eben Individualisten wie Jazzmusiker naturgemäß weniger Platz. Meiner Meinung nach ist das Jazzpublikum nicht insgesamt weniger geworden aber prozentual gesehen natürlich schon. Es gibt eben heutzutage ganz allgemein ein wesentlich größeres Angebot zur Freizeitgestaltung als es das in meiner Jugend gegeben hat. Die Torte ist immer größer geworden aber das Tortenstück Jazz ist gleich groß geblieben.

Vielelleicht sollte ich auch noch kurz etwas von meiner Einstellung zu Alkohol und anderen Drogen erzählen. Im Laufe meines Lebens bin ich ja mit unzähligen Musikern, die damit ihre Probleme hatten, zusammen gekommen

und ich selbst war in dieser Beziehung früher auch nicht gerade ein Unschuldslamm. In meinen ersten Jahren, noch in Wien war es einfach in dieser Szene üblich ordentlich zu saufen. Das ging auch so weiter als ich mit Uzi Förster nach Deutschland kam, da hatte ich allerdings das Glück – damals habe ich das natürlich nicht als solches gesehen – dass ich einen schwachen Magen hatte und mir meistens schlecht wurde, während meine Kollegen munter weiter saufen konnten. Später dann stellte ich doch fest, dass das Spielen mit etwas Alkohol vorher doch leichter ging als ohne. Nun ist es eben so, dass das Auftreten auf einer Bühne für jeden Menschen in irgend einer Form Stress bedeutet, seien es Musiker, Schauspieler, Redner oder was auch immer. Das ist das berühmte Lampenfieber und das äußert sich bei jedem Menschen anders. Manche werden unglaublich nervös und unsicher, andere wiederum aggressiv, manche verspüren einen plötzlichen Drang zur Toilette und es gibt noch viele andere Erscheinungsformen. Entsprechend gibt es ebenso viele erfolgversprechende Mittel dagegen und eines der am häufigsten angewendeten ist eben Alkohol, in welcher Form auch immer. Aber natürlich genauso Cannabis, Koks oder noch härtere Drogen. Irgendeinmal wollte ich das aber genauer wissen und nahm mein Spielen auf Tonband auf, wie das mit den unterschiedlichen Drogen so wäre. Nun, meine Erkenntnisse waren: Am besten ging es mit einem Bier vor dem Spielen, das macht doch etwas lockerer und relaxter. Zwei Biere waren schon nicht mehr so gut, da begann vor allem die Zunge schon langsamer zu werden, nicht gerade einem schönen Staccato zuträglich. Bei einem längeren Gig allerdings macht es dann nicht so viel aus wenn man in den Pausen was trinkt, denn man schwitzt sowieso eine Menge aus. Hängt natürlich davon ab, um was für einen Gig und um welche Getränke es sich handelt. Im Studio natürlich ist es totaler Blödsinn etwas vorher zu trinken, da muss ich mich ja viel stärker konzentrieren und um 10 h vormittags trinke ich sowieso kein Bier oder Wein. Koks und härtere Sachen putschen einen hingegen energetisch ziemlich auf, zum Spielen macht es aber ziemlich unrelaxed. Meine Erfahrung mit Cannabis (also Shit zu rauchen) ist allerdings, dass man beim Spielen meint unglaublich gute Sachen von sich zu geben und auch eine unglaubliche Kommunikation mit den anderen Musikern hat, in Wirklichkeit aber spielt man einen ziemlichen Sch... Zum Plattenhören allerdings erweitert es die die Hörerfahrung deutlich, man hört doch viele Sachen die einem in nüchternem Zustand vielleicht nicht so aufgefallen wären. Wenn man allerdings Musik wirklich konzentriert hört wie zum Beispiel beim Trasskribieren relativiert sich dieser Effekt doch deutlich. Allerdings kenne ich auch einige Musikerkollegen und -freunde, die an Drogen nur Cannabis konsumieren, auch keinen Alkohol trinken, bei denen verhält es sich mit der Wahrnehmung und dem Spielen doch anders. Meine Sicht auf diese Zusammenhänge hat sich aber in den letz-

ten Jahrzehnten etwas geändert. Es gibt ja inzwischen die CD-Sammelausgaben, von Mosaic, die mit einem sehr ausführlichen und informativen Begleithefte ausgestattet sind. Da konnte ich dann nachlesen, wie die Arbeitsverhältnisse für Jazzmusiker in den 50er Jahren in den USA waren. Es fand da eine für uns Europäer fast unvorstellbare Ausbeutung der Arbeitskraft statt, es mutete fast an Sklavenarbeit an. So muss man auch sehen, dass der Griff vieler damaliger Jazzmusiker zu harten Drogen auch schlicht der Energiezufuhr diente, um diese Arbeitsbedingungen durchzustehen zu können, eher weniger um high zu werden. In meinem Musikerleben habe ich viele „Ex-Junkies“ kennengelernt und mit ihnen gespielt, eine Erfahrung, die meinen Blick auf diese Problematik sicher auch etwas geschärft hat.

Aber fangen wir von vorn an:

am Mittwoch, den 21. Oktober 1936 kam ich in Wien im Sanatorium Auersperg auf die Welt. Es soll eine leichte Geburt gewesen sein, denn meine Mutter war noch nachmittags rudern auf der Alten Donau, allerdings war es für meine Mutter doch eine kleine Enttäuschung, denn sie wollte lieber ein blondes Mädchen haben.

Von meinen ersten Lebensjahren gibt es nur sehr wenige überlieferte Geschichten, so zum Beispiel, dass ich immer Schwierigkeiten machte beim Essen. Ich aß vom Schnitzel eigentlich nur die Panier und auch sonst war das Füttern immer mit großen Problemen behaftet. Mein Bruder Wolfgang, der acht Jahre älter war, hat mir erzählt, dass ich immer abgelenkt werden musste in einer Art und Weise wie: „Schau doch das Vogerl dort!“ und wie ich den Mund öffnete: patsch! habe ich wieder einen Löffel hineinbekommen. Ich wurde auch für eine Woche zur Beobachtung ins Krankenhaus gebracht, da wurde dann eine „widernatürliche Abneigung zur Nahrungsaufnahme“ diagnostiziert. Meine Mutter sagte, dass ich im Jahr 1945, nach dem Kriegsende, als es nichts mehr zu essen gab, zum ersten Mal in meinem Leben gesagt hätte, dass ich Hunger habe. Sie hätte mich daraufhin erwürgen können.

Auch soll ich, nach Aussagen meiner Mutter, ein sehr „wildes“, also schwer erziehbares Kind gewesen sein, was später natürlich auch Auswirkungen auf meinen schulischen Werdegang hatte.

Kommen wir zur Familie:

Von meinen Großeltern väterlicherseits habe ich nur ein Mal meine Großmutter Henriette in ihrer Wohnung in der Maria-Treu-Gasse zu Gesicht

bekommen. Sie thronte damals in einem großen Bett und ich wurde dort gewissermaßen vorgeführt.

Mein Großvater Albert Ritter von Hermann verstarb sehr früh. Es lebten allerdings noch seine beiden Schwestern, meine Großtanten Tona (Antonia) und Johanna Müller-Hermann. Alle drei Geschwister waren künstlerisch in musikalischer Hinsicht höchst aktiv. Albert war Dirigent und Musikkritiker beziehungsweise Publizist, Johanna war Komponistin und Professorin für Musiktheorie am Wiener Konservatorium. Sie war Schülerin von Alexander Zemlinski und Tona war eine international bekannte Gesangspädagogin, zu der Opernsänger aus der ganzen Welt kamen, um sich ihre Stimmen richten zu lassen. Über Albert gibt es ein kleines Büchlein mit dem Titel „Erinnerungen an Albert Ritter von Hermann“, welches von Johanna herausgegeben wurde, sozusagen als Biografie und schriftliche Erinnerung an ihren überaus geliebten Bruder. Diese meine Großtante Johanna habe ich allerdings nie kennengelernt. In Folge waren auch mein Vater Wilhelm und sein Bruder Walter (mein Onkel und der Vater meines Cousins Erich) musikalisch äußerst aktiv.



Meine Großtante Tona vererbte mir übrigens auch das Notenpult und das Klavier meines Großvaters Albert, sie fand es im Gegensatz zum Großteil meiner Familie ganz und gar in Ordnung, dass ich nicht Jurist, sondern Musiker geworden bin. Auch mein Bruder Wolfgang fand daran nichts auszusetzen, hauptsächlich aber meine Mutter war strikt dagegen.

Eine meiner schönsten Kindheitserinnerungen ist, dass ich als kleines Kind unter dem Flügel saß und meinen Kopf zwischen die Rippen des Resonanzbodens steckte, wenn mein Vater Klavier gespielt hat, meistens Chopin oder oft auch Skriabin. Es war für mich einfach wunderbar. So war es geradezu selbstverständlich, dass Wolfgang und ich Klavierspielen lernen mussten. Aber dazu später noch einige Geschichten.

Mütterlicherseits war meine Großmutter schon sehr früh verstorben und nach ihrem Tod ging mein Großvater Valentin Jeż (ganz wichtig: mit Punkt auf dem z: Jeż – heißt auf Deutsch Igel und wir hatten auch einen mattbraunen Meissener Porzellanicigel, von dem ich aber nicht weiß, wo er geblieben ist) wieder nach Galizien zurück. Er war Pole und stammte aus Dobzyce in der Nähe von Krakau, aber damals eben Österreicher, da Galizien ein Kronland der Habsburger Monarchie war. Er war Arzt in Ysper im Waldviertel (heute würde

man sagen Gemeindearzt), damals stand er in Diensten der (habsburgischen) „Herrschaft“ wie man so sagte, und hatte unter anderem die Aufgabe, die Bauern der ganzen Umgebung medizinisch zu versorgen. Die Kinder Sophie (meine Tante Soscha), Valentin (mein Onkel Valusch) und Helene, meine Mutter, wurden in die Internatsschule des Stifts Melk gebracht, da es in Ysper ja nur eine kleine Volkschule gab.

So kam es, dass meine Mutter schon als junges Mädchen oft mit ihrem Vater auf dem Pferdewagen nachts zu irgendeinem Bauernhof fahren musste, um beim Ziehen eines Zahnes dem betreffenden Bauern den Kopf festzuhalten. Vielleicht erklärt das auch ihren später als eher despektierlich zu nennenden Umgang mit dem Landvolk. Andererseits aber hatte es den Vorteil, dass wir in Kriegszeiten und auch nach dem Krieg für wenig oder vielleicht gar kein Geld am Bauernhof – meistens bei Zeinzingers, ein wenig außerhalb von Ysper – unsere Sommerfrische verbringen konnten. Fast immer war das in Begleitung meines Cousins Erich, der schon in frühen Jahren Vollwaise war. Seine Mutter Berta hatte mehrere Schwestern und so wurde Erich von Tante zu Tante immer weitergereicht und im Sommer war dann meine Mutter, seine Tante Hela, dran sich um ihn zu kümmern. Unsere gemeinsamen Sommerferien brachten uns natürlich auch sehr nahe, denn er ist nur zwei Jahre jünger als ich und so passte er altersmäßig viel besser zu mir als mein Bruder Wolfgang, der acht Jahre älter war. Als ich ins Gymnasium kam hatte Wolfgang schon maturiert und bereits studiert und als ich maturiert hatte war er schon Rechtsanwalt. Natürlich verbrachten Erich und ich nicht alle Sommerferien gemeinsam im Waldviertel, doch an diese habe ich die schönsten Erinnerungen. Bei Zeinzingers gab's Kühe, Schweine, Gänse, Hühner, Katzen und einen Hofhund „Lo“, auf dem wir immer geritten sind, bis ihm der Rücken schon fast durchhing. Zitat Frau Zeinzinger: „Des Erdäpfelkoo is bald beim Lo!“ Außerdem gab's noch ein zugelaufenes, zahmes Rehkitz, das dann, als es größer wurde, wieder in den Wald zurückkehrte. Wir gingen oft auch in ein anderes Tal, wo wir im „Bächlein“ Krebse fangen konnten, Rindenschiffchen schnitzten und in den Teichen schwimmen konnten. Für uns Buben einfach herrlich. Und es gab auch viele Fischteiche, in die wir schwimmen gingen.



Erich, Mutti und ich

Doch zurück zu den wiener Geschichten. Bis Ende April des Jahres 1945 wohnten wir im 4. Bezirk am Wiedner Gürtel 12. Das Haus war ursprünglich ein Bürohaus der DOSAG, das aber später als Wohnhaus umgebaut wurde und befand sich Visavis des alten Südbahnhofs. Das Verwaltungsgebäude der DOSAG befand sich vom Gürtel aus gesehen praktisch hinter dem Südbahnhof. Mein Vater war ja Prokurist und später Direktor bei der DOSAG. Nun was war die DOSAG? Es war die ehemalige Donau-Save-Adria-Eisenbahngesellschaft, also die private Gesellschaft, die die Südbahnstrecke von Wien nach Triest gebaut hatte und dazu entlang der Strecke jede Menge touristischer Infrastruktur installierte. So zum Beispiel das seinerzeit berühmte Südbahnhotel am Semmering und vieles anderes mehr. Nach dem ersten Weltkrieg und dem Zerfall der Donaumonarchie in viele einzelne Staaten wurde von diesen diese Eisenbahnlinie verstaatlicht. Da diese die Ablösesummen für die gesamte Infrastruktur oder Vermögenswerte dieser Gesellschaft nicht auf einmal bezahlen konnten, wurde die DOSAG, wie man heute sagen würde, zu einer Abwicklungsgesellschaft. Solange da Gelder hereinkamen und es noch Angestellte, später dann Pensionisten gab (meine Mutter war eine der letzten), konnte die DOSAG auch nicht aufgelöst werden. Liquidiert wurde sie bis heute nicht, ich habe noch 200 Stück DOSAG-Aktien im Depot, die keinerlei Wert mehr besitzen und nur mehr auf dem Papier existent sind, in der Realität sind diese wohl im Krieg verbrannt oder sonst wie verloren gegangen und eben nur mehr als ein Posten ohne Buchwert im Depot vorhanden. Immerhin hatte der Umstand, dass mein Vater bei der DOSAG war, zur angenehmen Folge, dass die gesamte Familie mit der Bahn per „Regie“ reisen konnte, so hieß das damals, also zu einem extrem billigen Tarif. In diesen Genuss kam ich selbst bis zu meinem 20. Lebensjahr, also solang ich noch studierte, mich also in Ausbildung befand.

Vielleicht hat das auch schon frühzeitig meine Affinität zur Eisenbahn geprägt. Mein Vater war dienstlich viel unterwegs, eben in Länder wie Jugoslawien und Italien und auch öfters in der Schweiz. Vermutlich hatte die DOSAG auch dort Vermögenswerte oder auch kleine Linien, möglicherweise auch von Südtirol dahin. Mein Vater sprach fließend Italienisch, Russisch, Englisch, Französisch und Kroatisch. Auch Latein und Griechisch gehörten dazu.

Die Wohnung am Wiedner Gürtel war riesig groß, das Vorzimmer war beispielsweise so groß, dass wir dort Fahrradfahren lernen konnten. Mein Bruder Wolfgang hatte auch eine Märklin Eisenbahn Spur 0 mit Schienen aus gepresstem Weissblech und die Lokomotiven waren mit einem kleinen Federwerk ausgestattet, das man mit einem Schlüssel aufziehen konnte um die Lok und damit den Zug fahren zu lassen. In diesem riesigen Vorzimmer konnten wir auch große Eisenbahnanlagen bauen, die wir allerdings jedes Mal wieder weg-

räumen mussten. Ich bekam ein Schuco Auto, einen Mercedes Silberpfeil mit abnehmbaren Reifen und Rädern, der war auch lenkbar und auch teils zerlegbar und wieder zusammensetzbare. Der ließ sich natürlich wieder leichter weg räumen. Wahrscheinlich war das Spielen damit das erste Anzeichen meiner bastlerischen und technischen Begabung.

Neben Schlaf-, Ess-, Kinder- und Klavierzimmer (auch Herrenzimmer genannt) gab es eine Küche, ein Dienstbotenzimmer und ein Badezimmer und die ganze Wohnung wurde mit Kohlen und auch mit Holz beheizt, auch gab es zeitweise Dienst- oder Kindermädchen, an die ich mich allerdings überhaupt nicht erinnern kann. In der Küche gab es eine große Kohlenkiste, die von oben vom Kohlenhändler gefüllt wurde und die vorne unten eine kleine Tür hatte, wo man die Kohlen entnehmen konnte, die dann von oben wieder nachrutschten. In der Küche aber gab es auch immer einen Stapel mit Kaminholz zum Unterzünden, von dem dann die Holzscheite stammten, auf denen ich zur Strafe knien musste, wenn ich wieder was angestellt hatte.

Mit meinem Bruder Wolfgang hatte ich ein gemeinsames Kinderzimmer und um eine gewisse Ordnung beizubehalten und wohl auch um etwaiges Gerangel um Besitzansprüche vorzubeugen, hatten wir ein Farbschema zuge teilt bekommen. Meine Schulsachen und Schreibutensilien waren immer in moosgrün gehalten während Wolfgang immer dunkelbraun hatte. Ich kam in die Volksschule am Elisabethplatz neben der Elisabethkirche, wurde aber im Laufe der Kriegsereignisse mehrfach „umgesiedelt“, weil entweder die Schule zu einem Lazarett umfunktioniert wurde oder in der Nähe wieder ein Haus aus gebombt war und die Schule wieder wo anders hin musste. Kriegszustände eben. Ich kann mich noch erinnern, dass es im Schweizer Garten große Lösch wasserbassins gab, wo ich immer Kaulquappen gefangen habe, die dort schwammen und die ich in einem Marmeladenglas nach Hause mitgenommen hatte und dort weiterzüchten wollte, dabei sehen wollte, wie daraus Frösche wurden, was aber nie gelang. Im Schweizer Garten waren auch die Luftschutz keller und ich kann mich erinnern dass einmal, als wir nach einem Luftangriff raus kamen, alle Häuser am Wiedner Gürtel zerbombt waren, nur das Haus, in dem wir wohnten, war als einziges stehen geblieben. Viel genutzt hat uns das dann auch nicht, denn nach dem Krieg im April 1945 wurde die Wohnung von den Russen akquiriert und wir hatten ungefähr 4 Stunden Zeit die Wohnung zu räumen. Mein Vater war im ersten Weltkrieg sieben Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft und aus dieser kam er ziemlich krank zurück was auch der Grund war, warum er im Zweiten Weltkrieg gar nicht mehr eingezogen wurde.

Über die Verhältnisse in der Nazizeit und der Einstellung meiner Familie dazu kann ich nur aus Rückschlüssen berichten, da natürlich über solche



Mutti Wolfgang

ich Papa

Dinge in der Familie überhaupt nicht gesprochen wurde, die Gefahr, dass wir Kinder uns verplappern, war auch einfach zu groß. Mein Bruder sollte zur HJ (Hitlerjugend), aber irgendwie konnte das abgewendet werden, allerdings wurde er in den letzten Kriegsmonaten als Flakhelfer eingezogen und bei einer Flakbatterie am Fuße des Bisamberges stationiert, wo wir ihn öfters besuchen konnten und ich

viele Flaksplitter sammeln konnte. Mein Vater musste als Direktor der DOSAG in die Partei eintreten, weil er sonst seinen Job verloren hätte. Er dürfte allerdings einem Herrn Direktor Schnack, der Jude war, irgendwie zur Flucht verholfen und ihm und seiner Familie die Ausreise nach Shanghai ermöglicht haben, denn als dieser nach dem Krieg nach Wien zurück kam, waren wir alle dort eingeladen. Bei dieser Gelegenheit bekam ich die erste Orange meines Lebens zu essen. Sie war wunderbar schön wie ein Stern geschält, aber hat mir überhaupt nicht geschmeckt. Aber scheinbar mochten Familie Schnack mich sehr gerne. Meine Mutter erzählte, dass sie immer gesagt hätten, ich hätte so „schöne Schweinseigele“, was offensichtlich damals in jüdischen Kreisen als besonders hübsch galt.

Natürlich waren wir auch in den Jahren bis zum Kriegsende immer auf Sommerfrische. Einmal am Semmering bin ich in einem Hohlweg runter gelaufen und gestürzt und habe mir das Knie schwer aufgerissen. Ich kann mich noch erinnern, es war da ein grünes Motorrad mit Beiwagen mit Soldaten mit Stahlhelmen, die mich da ärztlich versorgt und verbunden haben. Ich kann mich aber auch erinnern, dass das meiner Mutter überhaupt nicht gepasst hatte. Wahrscheinlich wäre ich wieder ordentlich verprügelt worden, weil ich wieder was angestellt hatte, wenn nicht die Soldaten da gewesen wären. Ich war natürlich froh über diese Situation und auch, dass die Soldaten mich verbunden hatten. Diese Verletzung am rechten Knie war wohl schwerer als damals abzusehen war, denn ich hatte in späteren Jahren immer Probleme mit diesem Knie. Den Erzählungen nach soll ich bereits mit 8 Monaten zu laufen begonnen haben und mit 6 Jahren mit meinen Eltern auch den „zahmen Kaiser“ (in Tirol) bestiegen haben, was als tolle Leistung anerkannt wurde. Also in bester

Familientradition, die besagte, dass die Hermanns dort, wo andere Leute Füße haben, Räder hätten. Auch soll ich mir mit 6 Jahren schon das Lesen auf der Schreibmaschine meines Vaters selbst beigebracht haben, was in der Familie niemand wusste und erst herauskam als ich den Bauern bei Zeinzigers (bei Ysper), die ja allesamt nicht lesen und schreiben konnten, aus dem hundertjährigen Kalender vorgelesen habe.

Andererseits bin ich damals – und auch später immer wieder – von meiner Mutter regelmäßig verprügelt worden, musste zur Strafe in der Küche auf einem Holzscheit knien. Es war aber allerdings auch manchmal so, dass bereits Fliegeralarm war und ich nicht von der Schule nach Hause kam, sondern am Elisabethplatz spielte und sie mich holen musste, um noch in den Luftschutzkeller zu kommen. In den meisten anderen Fällen aber fühlte ich mich sehr ungerecht behandelt und dieses Gefühl, Opfer von Ungerechtigkeit zu sein, verstärkte nur meinen Widerstandsgeist.

Heute sehe ich diese Sachen mit dem Verprügeln etwas gelassener als früher. Es wird sicher wohl auch daran gelegen haben, dass meine Mutter ja im Internat im Stift Melk zur Schule ging und dort erzogen wurde. Es waren halt die damals dort üblichen Erziehungsmethoden, die sie am eigenen Leib erfahren musste und sie wurden an mir weiter angewendet. Es ist ja erst in den letzten 20 Jahren ans Tageslicht gekommen, was sich so in kirchlichen Einrichtungen damals abgespielt hat. Meine Mutter hat nur sehr selten davon gesprochen, eher nur andeutungsweise, aber man konnte sich einiges zusammenreimen. Kopfnüsse, Prügel und andere „Erziehungsmethoden“ waren scheinbar dort an der Tagesordnung. All das habe ich natürlich erst in späteren Jahren erfassen und einschätzen können.

Das mit dem Verprügeln hat natürlich aufgehört, als ich groß genug war um mich wehren zu können, dennoch hat es schon in meiner frühen Kindheit irgendwie eine Distanz zu meiner Mutter hergestellt. Es war eigentlich so, dass Wolfgang mein Bruder, ihr über alles heißgeliebter Sohn war und ich war gewissermaßen meines Vaters Sohn. Vielleicht nicht von vornherein, aber wahrscheinlich wollte mein Vater da ausgleichend wirken und kümmerte sich immer sehr um mich, solange er halt noch dazu imstande war. Das Wunderbare und Erstaunliche an dieser Situation aber war, dass es nie irgendwelche Eifersucht meinerseits oder von Seiten meines Bruders zwischen uns beiden gab, ich habe mich mit meinem Bruder immer fantastisch verstanden. Als mein Vater gestorben ist, war er praktisch an Vaters Stelle, doch später mehr dazu.

Allerdings kann ich mich erinnern, dass es beim Essen regelmäßig zum Streit zwischen meinem Vater und Wolfgang kam, der meistens so eskalierte, dass Wolfgang des Tisches und Zimmers verwiesen wurde. Mir wurde dabei immer übel, musste mich auch öfters erbrechen, ich konnte Streit einfach nicht

vertragen, auch wenn ich dabei überhaupt nicht betroffen war. Das ist bis heute so.

Die schönsten Erinnerungen habe ich daran, wie mein Vater mit mir jeden Sonntag in die Kirche ging und anschließend mit mir große Spaziergänge in Wien machte und mir dabei unglaublich viele interessante Dinge in Wien zeigte. So konnte ich schon als Sechsjähriger irgendwo in Wien allein gelassen werden, ich hätte immer nach Hause gefunden und ich kannte mich auch überall aus. Wenn wir dann anschließend wieder nach Hause kamen, hatte meine Mutter Tupinki gemacht, das waren in Schweineschmalz aufgebackene Schwarzbrotscheiben fingerdick mit glasierten Zwiebeln drauf, manchmal war auch Knoblauch dabei. Das passiert heutzutage selten, da wir in unseren Haushalten ja kaum noch Schweineschmalz haben.

Das Kriegsende im April 1945 erlebten wir im Keller von Onkel Edi, der in einem Haus in der Seilerstätte wohnte in welchem es einen 4 Stockwerke tiefen Keller gab, der auch noch eine Verbindung zu den Wiener Katakomben hatte. Als dann die Russen in den Keller kamen, konnte mein Vater, da er ja fließend russisch sprach, die Situation in eine gute Richtung lenken. In diesem Keller befanden sich zig Familien, wir lagen dicht an dicht und warteten das Ende ab.

Als dann nach einigen Tagen die deutschen Truppen endgültig Wien verlassen hatten und die Kampfhandlungen aufhörten, konnten wir wieder in unsere Wohnung am Wiedner Gürtel zurück. Da der 4. Bezirk, in der unsere Wohnung lag, russische Zone war, war wieder alles anders.

In der Mommsengasse standen noch zerquetschte Koloniakübel (blecherne Mülleimer) herum, die hatten Leute von der Heimwehr als Panzersperren aufgebaut, ich fand das damals in meinem Alter schon lächerlich, die Panzer sind ja da drübergefahren, wie wenn nichts wäre. Ähnlich skurril und sinnlos waren einige Verteidigungsversuche der SS, sie hatten zum Beispiel die schöne marmorne Brücke über die Wien beim Stadtpark gesprengt, dabei floss nur 100 Meter weiter die Wien in einem Tunnel die nächsten Kilometer ohnehin unterirdisch weiter.

Wien war ähnlich wie Berlin in 4 Zonen aufgeteilt, eine russische, eine englische, eine amerikanische und eine französische Zone, nur der 1. Bezirk, die Innenstadt, war unter gemeinsamer Kommandantur. Da aber mein Vater — wenn auch nicht freiwillig – in der NSDAP war, wurde nach ein paar Wochen unsere Wohnung von den Russen requiriert und wir mussten sie innerhalb von 4 Stunden räumen. Es gelang meinen Eltern, immerhin noch den Blüthner Flügel bei einem befreundeten Nachbarn einen Stock höher unterzustellen, sonst konnten wir recht wenig aus der Wohnung mitnehmen. Das war aber nichts grundsätzlich Neues, denn mein Vater musste ja auch bei den Luftan-

griffen immer damit rechnen, dass auch unser Haus getroffen werden konnte und er hatte deshalb immer einen kleinen Koffer mit, im dem sich die wichtigen Papiere und ähnliche Wertgegenstände befanden. Wertsachen wie Schmuck, Goldmünzen, wertvolle Bilder und anderes waren ja schon frühzeitig ausgelagert worden, zum Teil in Banksafes der CA (Creditanstalt Bankverein) und auch im Tresor des Südbahnhotels am Semmering, welches der DOSAG gehörte. Allerdings waren genau das die Plätze, die die russischen Soldaten als erstes öffneten ließen und plünderten. 1938 hatte mein Vater auch einen 100 Kilo Sack Mehl gekauft, der immer unten im Buffet im Esszimmer lag. Der half uns während der Kriegsjahre und vor allem noch danach ernährungstechnisch sehr. Mein Vater war schon nach dem Anschluss 1938 der Meinung, dass das alles nicht gut ausgehen würde.

Erinnern kann ich mich noch an einige Szenen am Wiedner Gürtel. Wir mussten zum Beispiel immer auf der Straße beim Hydranten anstehen, um Wasser zu holen, aus der normalen Wasserleitung kam a nichts. Dabei konnte ich beobachten wie ein russischer Soldat versuchte auf einem – natürlich geraubtem – Fahrrad zu fahren, er das aber nicht konnte und immer wieder stürzte. Dabei hatte er an beiden Armen mehrere Armbanduhren und auf einer Schnur um den Hals einen großen Wecker. Plötzlich aber fing der Wecker an zu läuten, er erschrak furchtbar, hat sich den Wecker vom Hals gerissen und hat sofort mit seiner Maschinenpistole auf den Wecker geschossen, bis der ruhig war. Die Russen waren in erster Linie auf Uhren aus und es gab auch einige tragische Vorfälle als die Russen in Häuser eindrangen und die alten Mutterln anschrien: Ura, Ura! Nun bedeutet im Wiener Dialekt Ura „Sauerteig“, den man beim Brotbacken für den nächsten Teig aufhebt. Als diese alten Frauen dann mit Sauerteig statt der erhofften Uhren daher kamen, wurden manche von ihnen gleich erschossen. Mein Bruder Wolfgang wurde auch einmal von den Russen mitgenommen und gezwungen im Theresianum dort Badewannen zu säubern, die die Russen als Toilette benutzten. Dafür bekam er aber zum Schluss 2 Flaschen Wodka, die ihm aber am Nachhauseweg von einem anderen Russen wieder abgenommen wurden.

Spielplatz war für mich und die anderen gleichaltrigen Kinder hauptsächlich der Schweizer Garten. Da gab es außer dem Luftschutzkeller und den Löstechichen lange Reihen von ausgehobenen Schützengräben und es lag jede Menge zurückgelassene Munition, wie MG-Ketten und Granaten, auch Panzerfäuste herum. Wir konnten zum Beispiel MG-Ketten knacken, das Pulver aus den einzelnen Patronen auf einen Haufen schütten und dann anzünden, es gab ein Mordsfeuer, eigentlich mehr eine Stichflamme. Natürlich passierten da auch Unglücke. Einer der Buben wollte eine Panzerfaust abschießen, aber hinter ihm stand ein anderer Bub, der von dem Flammenrückstoß getroffen wurde



Tante Mia

und sofort tot war. Ein anderer beliebter Spielplatz von uns war auch der großteils zerbombte Südbahnhof, der dann später abgerissen wurde und ein neuer Südostbahnhof gebaut wurde, welcher jetzt, Jahre später wieder abgerissen wurde, um den Hauptbahnhof neu zu bauen. Damals gab es noch einen Süd- und einen getrennten Ostbahnhof, der übrigens noch viel mehr zerbombt war als der Südbahnhof. Wir konnten damals ganz leicht zwischen den Schienen herumlaufen, im Verschub-

betrieb auf einzelne Waggons springen und allerhand Blödsinn anstellen. Ich kann mich erinnern, einmal von einem fahrenden Zug aus einem Russen, der dort neben den Schienen auf einem Herdfeuer Palatschinken gebacken hatte, einige Palatschinken von einem Stapel zu klauen. Es gab ja kaum Bahnverkehr und Elektrifizierung gab es auch noch nicht. Auch befand sich dort – wie heute – die Endstation vom D-Wagen mit der Wendeschleife. Wir sprangen oft auf die Straßenbahn auf der „falschen“ Seite auf, also wo die Türen zu waren, und fuhren so mit der Schleife mit, durften uns natürlich nicht vom Schaffner erwischen lassen.

Frühes Bahnsurfen gewissermaßen.

Hin und wieder musste mein Bruder Wolfgang mit mir mit der Bahn nach Trumau fahren, wo ja mein Onkel Valusch Gemeinidealzt war, so konnten wir dort zu den Bauern „fechten“, also auf gut Deutsch um Lebensmittel betteln gehen und ich war als der kleine hungrige Bruder das sozusagen mitleiderregende Accessoire. Natürlich bettelten wir die Soldaten auch an und da waren mir die Russen eigentlich lieber, denn von denen bekam man manchmal ein richtiges Schmalzbrot, von den Amis gab es meistens ja nur einen Kaugummi, der bei Hunger ja eher nichts nützt, Hersheybars (Schokoladriegel) gab es auch schon mal, aber sehr, sehr selten.



Onkel „Doktor“ Valusch

Als wir im Jahr 1945 dann die Wohnung innerhalb von 4 Stunden verlassen mussten, fanden wir glücklicherweise Obdach in der Wohnung von Onkel Heinrich (Herzog) in der Mechitaristengasse, Ecke Lerchenfelder Straße. Mein letztes halbes Schuljahr – eigentlich nur 2 Monate – besuchte ich die Volksschule in der Burggasse. Das alles war im 7. Bezirk und in der amerikanischen Zone. Onkel Heinrich lebte schon vor und während des Krieges eigentlich in Krems und die wiener Wohnung wurde von ihm fast nie benutzt. Er hatte eine hohe Stellung als Beamter in der K.&K. Monarchie, welche es aber nach Ausrufung der Republik einfach nicht mehr gab und so wurde er pensioniert, wahrscheinlich mit einer recht hohen Pension und er verkonsumierte diese ausgiebig. Das konnte man daran erkennen, dass ab 1947/48, als die Verhältnisse besser wurden, waschkorbweise Einladungen an ihn per Post kamen, die die Wiedereröffnung verschiedenster Restaurants ankündigten oder auch nur, dass wieder bei manchen Heurigen „ausgesteckt“ war. Wenn man bedenkt, dass er schon 30 Jahre oder mehr nicht mehr in Wien lebte, ein Weltkrieg inzwischen stattgefunden hatte und er danach immer noch angeschrieben wurde, kann man sich schon vorstellen, dass er ein sehr, sehr guter Kunde beziehungsweise Stammgast gewesen sein musste.

Manchmal bekamen wir auch Care Pakete, die damals von den Amerikanern geschickt wurden, da gab es Milchpulver und auch andere Lebensmittel, das Zitronenpulver mochte ich immer sehr! Auch war einmal ein Spielzeugauto aus Gummi dabei, das ich sehr geliebt habe.

Jahre später, wahrscheinlich Ende der 60er Jahre, als ich in München lebte und daher auch öfter nach Wien kam, haben wir (Peggy, Mutti und ich) Onkel Heinrich und Tante Trudl einmal in Krems besucht als wir am Weg nach Ysper waren um nach dem Grab meiner Großmutter zu schauen. Ich fragte ihn damals ob es einen kürzeren Weg als über Persenbeug und Yspeldorf von Krems nach Ysper gäbe. Den gab es nicht, aber bereitwilligst erklärte er mir den Weg von Krems der Donau entlang. Es ging nur von Gasthaus zu Gasthaus, in einem davon wir unbedingt den Tafelspitz essen müssten, wenn wir aber lieber Schnitzel hätten, dann besser in einem anderen. Kuchen aber nur in einer bestimmten Konditorei, aber den besten Kaffee gäbe es nur bei dieser Tankstelle und so weiter. Wären wir seiner Wegbeschreibung gefolgt, hätten wir wahrscheinlich 3 Tage gebraucht und hätten noch ein paar Kilo zugenommen.

Das war auch das letzte Mal, dass ich Tante Trudl (Butschek) gesehen habe. In der Zeit, die ich eigentlich vor meiner Abschweifung über Onkel Heinrich beschreiben wollte, habe ich Tante Trudl recht oft gesehen. Sie hatte früher ein Kunsthandwerksgeschäft in der Operngasse und auch eine Werkstatt, machte schöne Email- und Silberarbeiten, unter anderem die ovale Schale